

## Zweiter Abschnitt.

### Mein Wirken als Regimentsarzt.

In Minden fand ich eine recht freundliche Aufnahme beim Regiment und beim Publikum in geselliger Hinsicht. Es fand sich auch Civilpraxis. Die übrige Zeit benutzte ich zu Arbeiten für das Rust'sche theoretisch-praktische Handbuch der Chirurgie, in dessen 1. Bande namentlich eine Reihe von Artikeln aus dieser Zeit sich befindet, welche meinen Namen führen. Auch wurden mehrere Aufsätze hier niedergeschrieben, die im Jahr 1832 besonders gedruckt erschienen. \*) Dieser Nebenerwerb wurde nothwendig, weil ich durch meine Equipirung mit Militair- und Civilkleidung, durch Anschaffung von Büchern und Instrumenten bei meiner Anstellung in Schulden gerathen war, und weil ich meinen guten Bruder noch zu unterstützen hatte, der im Winter 1829/30 seine Staatsprüfung absolvirte. Ausserdem unternahm ich im Sommer 1830 eine Bade-reise nach Wiesbaden wegen meines Rheumatismus und ladete meinen Bruder zur Theilnahme ein, welcher in Folge der voran-gegangenen Anstrengungen an Hämorrhoidal-Blutungen aus den Lungen gelitten hatte. Ich bemerke diese Reise, weil sie die Ver-anlassung zur Bekanntschaft mit seiner Lebensgefährtin, des Fräu-lein Jenny Freinsheim, der Tochter der Besitzerin des Gast- und Badehauses zur Rose in Wiesbaden, wurde.

Ogleich meine Stellung in Minden mir recht angenehm war, blieb ich doch Hypochonder, wozu die rheumatischen Neckereien viel beitrugen, die ich durch die Lage des Ortes begründet glaubte. Mein Wunsch, nach dem Rhein versetzt zu werden, wurde im Be-ginn des Jahres 1831 schon durch **Anstellung beim 5. Ulanen-Re-giment in Düsseldorf** erfüllt, wohin ich am Ende des Februars ej. a. abreiste.

Auch in Düsseldorf setzte ich die genannten Arbeiten fort, fasste Recensionen über mir von Prof. Hecker zugeschickte Schriften

---

\*) Siehe nächste Seite.

ab, liess Aufsätze in die zu Berlin erscheinende Zeitschrift des Vereins für Heilkunde rücken (Jahrgänge 1834, 35, 36 u. 37) und eine besondere Schrift: „Abhandlung aus dem Gebiete der praktischen Medicin und Chirurgie,“ Berlin 1832, bei Enslin drucken, die dem Kriegsminister v. Witzleben dedicirt wurde. Aus dieser Schrift wurden die „Beiträge zur Lehre vom Wasserkrebs“ abgedruckt und in demselben Jahre dem Buchhandel besonders übergeben. Von Sr. M. dem Könige erhielt ich für die Uebersendung der „Abhandlungen“ die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft und die Zusicherung einer Rückversetzung nach Berlin, um die ich gebeten hatte, weil ich auch in Düsseldorf Anfangs keine Ruhe und Befriedigung finden konnte.

Im Frühjahr 1832 machte ich eine Reise nach Hamburg und Lübeck, um die daselbst stark grassirende Cholera kennen zu lernen. Hierauf besuchte ich Kiel und Kopenhagen. Die Rückreise nahm ich über Berlin und Kassel nach Wiesbaden, wo sich inzwischen mein Bruder auf Ansuchen der Angehörigen seiner Braut als Arzt niedergelassen hatte. — Den Sommer von 1832 benutzte ich zum Gebrauch der Seebäder zu Norderney, worauf ich die zu Wangeroog und Helgoland besuchte und meine Rückreise über Hamburg und Berlin nahm. Diese Reise gab die Veranlassung zu einer Schrift: „Die Seebäder auf Norderney, Wangeroog und Helgoland nebst topographischen und geognostischen Bemerkungen dieser Inseln der Nordsee.“ Berlin, 1833. Es war damals für Badegäste auf diesen Inseln ein Bedürfniss, eine solche Schrift zu besitzen. An Ort und Stelle schrieb ich Alles auf, was den Badenden interessiren musste, verglich diese drei Badeörter mit einander und hinsichtlich der Wirkung ihrer Bäder mit der der Ostsee. — Nach der Rückkehr aus dem Seebade ging ich zur Hochzeit meines Bruders nach Wiesbaden, zu welchem Zweck auch meine Mutter und Schwester anwesend waren.

Im Herbste 1832 rief mich die Belagerung der Citadelle zu Antwerpen durch die Franzosen mit dem 5. Ulanen-Regiment an

die belgische Grenze. Ich kam zu Wickerath in's Cantonirungs-Quartier, woselbst bald unter den im dortigen alten Schlosse untergebrachten beiden Schwadronen, in Folge des Zusammenwirkens der aus der sumpfigen Umgebung aufsteigenden mephitischen Dünste mit epidemischen Zuständen, ein heftiger Typhus ausbrach, der meine Thätigkeit sehr in Anspruch nahm und seine Nachwirkung nach der Rückkehr in die Garnisonen Düsseldorf und Wesel beim Nachlass der starken Kälte äusserte. (S. Pr. Vereins-Zeitung 1833, p. 67.)

In Wickerath begann ich auf Veranlassung des Verlegers meines „Handbuches der Lehre über Brüche und Verrenkungen der Knochen“, des Buchhändlers Enslin, die Entwerfung eines Manuscriptes zur Darstellung eines „Lehrbuches“ über denselben Gegenstand. Es hatte sich nämlich herausgestellt, dass das Handbuch ein für Studirende zum Studium während des Quadrienniums zu umfassendes Werk war, da denselben nicht möglich ist, die erforderliche Zeit auf dasselbe zu richten, und sich daher mehr für praktische Aerzte und Wundärzte eigene, um sich für den einzelnen Fall den erforderlichen Rath zu holen. Ich legte dem Texte des Lehrbuches den Inhalt und die Darstellung des Handbuches zum Grunde und behielt die praktische Richtung im Auge, beschränkte die Abbildungen auf nur acht Tafeln, welche nur die zur Zeit gebräuchlichen Apparate und Verbände enthielten. Da dieses Buch ein Bedürfniss der Zeit war, so wurde es neben dem grösseren Handbuche sehr gesucht und den Vorlesungen eine lange Reihe von Jahren zu Grunde gelegt. Ich konnte das Manuscript jedoch erst nach der Rückkehr in die Garnison beenden und am 1. Juli 1833 abliefern, worauf es noch in demselben Jahre unter dem Titel: „Lehrbuch von den Brüchen und Verrenkungen der Knochen. Zum Gebrauch für Studirende. Mit 8 Kupfertafeln“ in Folio, in Berlin erschien.

Es führte das Jahr 1833 manches Trübsal mit sich. Mein guter Bruder, der sich zu Wiesbaden bereits eines ergiebigen Wirkungskreises erfreute, auswärts rühmlichst als Badearzt bekannt war und viele Kurgäste brieflich zugewiesen bekam, erkrankte an

einem heftigen Nervenfieber mit eretischem Charakter, das ihn an den Rand des Grabes brachte. Zur gleichen Zeit kam seine Frau mit einem Söhnchen darnieder, das sieben Wochen alt am Pemphigus starb, während die Mutter desselben ebenfalls erkrankte und ihrem Gatten die erforderliche Pflege nicht zuweisen konnte. Ich musste in solchen bedrängten Verhältnissen der Helfer in der Noth sein, nicht nur die Pflege, sondern auch die Fortbehandlung seiner Kurkranken übernehmen. Ich umgehe, die Leidenszeit zu schildern, die ich bis zum Eintritt seiner Convalescenz durchgemacht habe. Die körperlichen Anstrengungen während des Tages und der Nacht, die fortwährende Spannung des Gemüths, der grosse Kummer um den Ausgang und die enorme Hitze hatten bald nach der Rückkehr nach Düsseldorf eine heftige Gelbsucht zur Folge, die meine Kräfte noch mehr schwächte, mein Gemüth sehr beugte und mich längere Zeit an die Stube kettete.

Nach der Wiederherstellung von dieser lästigen Krankheit widmete ich mich in der zweiten Hälfte des Winters 1833/34 mehr der Geselligkeit, und fand auf Bällen die Gelegenheit, den Gegenstand meiner Liebe, **meine künftige Gattin** näher kennen zu lernen, die mir schon vorher nicht gleichgültig gewesen war. Die Absicht, unverheirathet zu bleiben, hatte ich nicht. Noch einige Schulden, zu denen auch 200 Thlr. Promotionsgelder gehörten, die ich längst hätte abtragen können, wenn ich nicht in jedem Frühjahr meine Reiselust befriedigt hätte; ferner die bisherige Sorge für meinen Bruder, der ich nun nach seiner Niederlassung in Wiesbaden überhoben wurde, und die mir obliegende Pflicht, beim Tode meines Vaters für meine Mutter und unverheirathet gebliebene Schwester Louise Amalie sorgen zu müssen, für die eventuell nur eine Pension von 100 Thlrn. disponibel wurde, hatten mich von der Verwirklichung meines Wunsches bisher abgehalten und bereits 36 Jahre alt werden lassen. Obigen Bedenklichkeiten gegenüber hielt ich die nunmehrige Verheirathung für nothwendig, wenn ich die Versorgung meiner etwaigen Kinder noch erleben wollte. Mein Herz siegte über die Reflexionen des Verstandes, jedoch die Pflicht gegen die Meinigen festhaltend —

verlobte ich mich am 19. April 1834 mit Bertha, der einzigen Tochter des Ober-Post-Directors Maurenbrecher zu Düsseldorf. In dem festen Glauben, mein Lebensglück durch den Besitz dieser Frau begründet zu sehen, bin ich nie getäuscht worden; denn im patriarchalischen Princip erzogen und 23½ Jahre alt, verband sie mit einer das weibliche Geschlecht zierenden Weiblichkeit und Gemüthlichkeit den Verstand, der erforderlich ist, um eine richtige und klare Anschauung vom Leben und dessen zulässigen Gewährungen zu besitzen, und den Gegenstand ihrer Liebe vom richtigen Gesichtspunkte aus zu würdigen und zu fesseln. Ihr fröhliches und kindliches Gemüth versprach mir auf meinem Lebenswege eine Erheiterung des meinigen, das oft durch hypochondrische Verstimmung umwölkt wurde, und ihre kräftige Körper-Constitution das Ausbleiben von Trübsalen aller Art, besonders durch Erkrankungen u. s. w. Dass der Brautstand mit seinen Reizen, welcher ein Jahr lang hingezogen, und dass die Aufnahme in den angenehmen Familienkreis meiner künftigen Schwiegereltern, welche mich meine Braut immer näher kennen lernen liess, auf meine Gemüthsstimmung einen wohlthuenden Einfluss ausübten, an die Welt fester ketteten, als es bisher der Fall gewesen war und mich mit beglückenden Hoffnungen aller Art erfüllten, lässt sich leicht ermessen. — Möchten meine guten Söhne bei der Wahl einer Lebensgefährtin eben so glücklich sein!

Im November desselben Jahres reiste ich nach Wiesbaden, wohin mein alter Vater gekommen war, um seine Schwiegertochter und deren häusliche Einrichtung kennen zu lernen. Ich brachte meinen Vater mit nach Düsseldorf, um ihm die Gelegenheit zu verschaffen, auch meine Braut und deren Eltern kennen zu lernen, die seinen vollen Beifall erwarben. Bei der Rückreise nach Prettin begleitete ich ihn bis Elberfeld, wo er nach einigen Stunden Schlafes sehr früh den Eilwagen bestieg. Als ich des im Wagen sitzenden guten Vaters Hände in die meinigen bis zur Abfahrt schloss, glaubte ich nicht, dass ich sie zum letzten Male drücken würde!

Obgleich ich im Bräutigamsstande meiner Braut und dem Verweilen in deren Familienkreise manche Stunde widmete, wurde meine literarische Thätigkeit doch nicht seitwärts liegen gelassen. Ich beabsichtigte, dem Chef des Militair-Medicinalwesens, Generalstabsarzt Dr. v. Wiebel eine Aufmerksamkeit zu der den 1. October d. J. stattfindenden fünfzigjährigen Dienst-Jubelfeier zu widmen, und liess zu diesem Zweck eine Schrift: „Bemerkungen über den Brand der Kinder“, Berlin, 1834. IV u. 22 Seiten drucken.

Sie betraf eine Krankheit, die nur eine Form des Wasserkrebsses war, und nur an den Geschlechtstheilen kleiner Mädchen, so wie als Hautbrand der Neugeborenen erscheint. Es wurde beabsichtigt, die Aerzte von Kinder-Hospitälern, Findel- und Waisenhäusern auf diese Krankheit, über welche wenig in der Literatur zu finden war, zu ferneren Beobachtungen hinzuweisen.

Nebenbei setzte ich im Militairlazareth zu Düsseldorf meine seit fünf Jahren begonnenen Versuche über die Wirksamkeit der Arzneimittel auf die der Oberhaut beraubten Haut fort. Ich war auf diesen Gegenstand durch das Erscheinen der Lemberg'schen Schrift (*Essai par la methode endermique*; Paris 1826) und auf die Versuche meines Bruders im Charité-Krankenhaus zu Berlin hingeleitet, deren Resultate 1829 in dessen Dissertation niedergelegt waren. Ich beendete diese Arbeit, zu deren Inhalt mir 261 Kranke dienten, vor meiner Verheirathung, um sie dem 2. Generalstabsarzte Dr. Büttner zu widmen, der am 15. October 1835 sein fünfzigjähriges Dienstfest feierte. Sie erhielt den Titel:

„Die endermische Methode, durch eine Reihe von Versuchen in ihrer Wirksamkeit geprüft.“  
Berlin 1835; VIII und 140 Seiten. —

Am 25. Mai ej. a. (1835) schloss ich den Bund mit meiner Gattin, an welchen Act sich eine Reise reihte, die wir bis Strasburg ausdehnten. Wir reisten, da damals noch nicht Eisenbahnen bestanden, die ein billigeres Reisen möglich machten, mit eigenem Wagen und Extrapostpferden, wodurch die Reise mir sehr theuer

wurde. Wir schwelgten in unserem Glück und lebten ganz nach unserer Bequemlichkeit. Wir blieben, wo es uns gefiel, um schöne Gegenden des Rheins kennen zu lernen, Burgen zu besteigen, Merkwürdigkeiten kennen zu lernen u. s. w. Wir brachten auf diese Weise allein 14 Tage zu, bevor wir in Wiesbaden bei meinem Bruder ankamen. Ein Besuch bei den Verwandten meiner Frau in Mühlheim, Bonn, Creuznach und Hanau wurde in die Reise eingeschlossen.

Als wir gegen Ende Juli's zurückkehrten, fanden wir eine Abtheilung des Hauses meiner Schwiegereltern zu einer Wohnung für uns eingerichtet. Wir benutzten dieselbe 13 Jahre lang bis zum Scheiden von Düsseldorf; denn sie genügte uns, und das Zusammenwohnen mit den Schwiegereltern, die ein sehr geselliges Leben führten, gewährte uns grossen Genuss und manchen Vortheil. Obgleich die Benutzung der Wohnung eine unentgeltliche war, wurde unsere Selbstständigkeit nicht beeinträchtigt; die gegenseitige Stellung war eine auf Achtung begründete. Wir fühlten uns recht glücklich, wir wurden in viele gesellige Zirkel eingeführt und suchten uns selbst Zutritt zu verschaffen; mir erwuchs allmählig eine grössere und noble Praxis. Die mir übrig bleibende Zeit benutzte ich in den beiden nächsten Jahren zur Bearbeitung von Artikeln für das Handwörterbuch der gesammten Chirurgie in vier Bänden des Professor Dr. Blasius, das in den Jahren 1835—1838 erschien. — Auch hierdurch wurde mir eine Zulage zu meinem Gehalt zu Theil, der damals noch 900 Thlr. neben dem Servis und den beiden Rationen betrug, welche letztere für das fernere Halten eines Reitpferdes verwendet wurden. —

Unser eheliches Glück sollte aber unterbrochen und getrübt werden. Das Jahr 1836 eröffnete mir die Aussicht, Vaterfreuden zu erleben. Leider wurde meine gute Frau am 28. März von einem ausgetragenen und starken todtten Knaben schwer entbunden. Eine Erkältung im Wochenbett veranlasste eine heftige Erkrankung, von der sie jedoch zu meiner Freude wieder hergestellt wurde, und worauf sie sich durch einen längeren Aufenthalt auf dem Gute ihres Onkels, des Landrathes Schnabel in Mühlheim am

Rhein, und bei ihrer Tante Wittwe Fues zu Bergisch-Gladbach bald wieder erholte. — Im Jahre 1837 erlebten wir das Schicksal, drei theure Mitglieder der Familie zu verlieren. Am 25. Juni erkrankte der jüngste Bruder meiner Frau, Hugo, der in Bonn Jura studirte, beim Baden im Rheine daselbst, und am 15. Juli starb mein guter Vater, 70 Jahre 9 Monate alt, in Folge der Melaena durch eine innere Blutung. Er hatte, ohne es zu ahnen, einen sanften Tod. — Für mich kam dieser Todesfall, obgleich man in dem höheren Alter seiner Eltern auf deren Verlust gefasst sein muss, doch unerwartet und war für mich erschütternd. Ich fasste den Entschluss, mit meiner Bertha sogleich nach Prettin zu reisen, um mit meiner Mutter und Schwester Louise wegen ihrer Zukunft zu sprechen und das Nöthige anzuordnen. Es war zwischen meinem Bruder und mir für den Fall des Todes unseres Vaters die Verabredung getroffen, dass wir der Mutter und Schwester frei stellen wollten, an welchem Orte des Aufenthaltes ihrer Söhne sie unter dem Schutze derselben wohnen wollten. Ich und meine liebe Bertha, wir reisten am 26. Juli 1837 mit eigenem Wagen und Extrapost ab, und kamen nach kurzem Aufenthalte in Hannover und Braunschweig am 2. August 1837 in Prettin an. Hier fand ich meine Schwester krank, angeblich an Unterleibsbeschwerden leidend. Ich fand sie sehr abgezehrt und leidend aussehend. Der Tod ihres Vaters hatte ihr gefühlvolles Herz sehr tief ergriffen; sie brachte täglich einige Zeit auf dessen Grabe zu. Leider stellte sich sehr bald heraus, dass sie an einem organischen Fehler, einer Verengerung des Darmkanals litt. Alle Mittel blieben wirkungslos, es trat Kothbrechen ein und sie starb am 16. August, vier Wochen nach dem Tode ihres Vaters. Die Obduction wies eine fast totale Einschnürung des Zwölffingerdarmes nach durch filamentöse Verwachsung, die wohl die endliche Folge einer in Neisse überstandenen Unterleibsentszündung (Perityphlitis) durch Erkältung nach einem Balle war. Die Leiche wurde in das gemauerte Grab meines Vaters auf dem Kirchhofe zu Prettin gesenkt, das durch ein Denkmal bezeichnet ist, welches wir Söhne gemeinschaftlich setzen liessen. — Der durch mannigfache Prü-

fungen des Lebens erstarkte Character meiner Mutter liess dieselbe diese beiden auf einander folgenden Schicksalsschläge ertragen. Sie entschloss sich auf mein Zureden, Prettin zu verlassen und ihre Mobilien daselbst zu verkaufen.

Meine Frau und ich bedurften nach der hier durchgemachten Leidenszeit der Zerstreuung und Erholung. Wir reisten daher von Prettin aus am 21. August nach Potsdam und Berlin, wo wir 2 bis 3 Wochen zu bleiben hofften, wo indessen die Cholera grassirte und wir uns veranlasst sahen, schon am 28. August wieder abzureisen, nachdem ich meiner Bertha die Merkwürdigkeiten Berlins gezeigt hatte. Wir kehrten über Wittenberg nach Prettin zurück, um mit meiner Mutter das Nähere zu besprechen, worauf wir am 1. September unsere Reise wieder antraten. Wir nahmen unseren Weg über Torgau, Leipzig, Halle, Eisleben, Cassel, Marburg und Giessen nach Frankfurt, in welchen Städten wir uns überall die nöthige Zeit aufhielten, um das Sehenswerthe kennen zu lernen, und trafen am 9. September in Wiesbaden ein, theilten unseren Lieben das Erlebte mit und blieben bis zum 15. September. Unseren Rückweg nahmen wir über Rüdesheim und Bingen, verweilten noch kurze Zeit in Bonn beim Romeo, Bruder meiner Frau, und in Mühlheim sowie in Bergisch-Gladbach und in der Dombach bei den lieben Verwandten, worauf wir am 20. September wieder in Düsseldorf ankamen. — Es war diese Reise von acht Wochen eine sehr kostspielige; denn sie absorbirte 560 Thlr. Für den für 160 Thlr. gekauften Wagen erhielt ich beim Wiederverkauf nur 60 Thlr. Eingeschlossen sind in diese Summe die Ausgaben für kleine Geschenke und einige Bedürfnisse für uns, 83 Thlr., welche ich meiner Mutter zur Bestreitung der dringendsten Ausgaben zurück liess, welche in Folge der beiden Todesfälle innerhalb vier Wochen bei ihrer Vermögenslosigkeit sehr bedeutend waren. — Jetzt würde man diese Reise mit einem Drittheile der damals nothwendigen Ausgaben zurücklegen können. — Das Geld sass mir damals nicht fest in den Taschen; ich nahm es ein, um es wieder auszugeben.

Im Herbste 1837 reiste mein Bruder Gustav nach Prettin,

um der Mutter beim Verkauf ihrer Mobilien und beim Einpacken der Betten und Wäsche behilflich zu sein, und sie mit nach Wiesbaden zu nehmen, wo sie sich nach dem Aufenthalt von einigen Monaten entschloss, im Anfange des Februar 1838 nach Düsseldorf sich zu begeben, um fernerhin unter meinem Schutze zu leben. — Es wurde ihr hier eine anständige Wohnung von uns beiden Söhnen mit allen Moebeln, Hausgeräth u. s. w. eingerichtet. Sie lebte hier, so lange ich in dieser Stadt in Garnison stand und führte in dem Kreise der Angehörigen meiner Frau und ihrer Freunde ein recht geselliges und angenehmes Leben. — Zu ihrer Pension von nur 100 Thlrn. gaben wir beiden Söhne zusammen ihr eine Zulage von 200 Thlrn.

Im Jahre 1838 am 30. Juli wurde mir durch meine gute Frau ein Sohn geschenkt, der den Namen Eugen Adolph in der Taufe erhielt und unser häusliches Glück sehr erhöhte.

Ich begann auch in diesem Jahre, das keine Reise zuliess, recht fleissig zu sein und mich wieder einer literarischen Beschäftigung zu widmen. Zunächst bearbeitete ich eine Schrift:

„Anleitung zur Vermeidung der Arzneiverschwendung und zur Wahrnehmung des Staatsinteresses bei der Behandlung der Kranken auf öffentliche Kosten, besonders für Militairärzte.“

Sie erschien VIII und 153 S. stark im Jahre 1839 bei Enslin, und sollte eine Mitgift für angehende Militair-, Communal- und Armen-Aerzte sein, wobei die Militair-Pharmacopoe zu Grunde gelegt wurde. — Ich widmete diese Schrift dem Generalarzte Dr. Lohmeyer im Militair-Medicinal-Stabe, der mir stets sehr freundlich war. Ich erhielt für die Zusendung dieser gemeinnützigen Schrift vom Könige von Schweden die goldene Verdienstmedaille, vom Könige von Sachsen die goldene Medaille mit der Inschrift: „virtuti et ingenio“ durch Cabinetsordre vom 15. November 1839 und vom Könige der Belgier einen Brillantring mit dem Namenszuge durch Cabinetsordre vom 26. November 1839. Für beide Medaillen und die preussische für Kunst und Wissenschaft, welche ich im Jahre 1832 durch Cabinetsordre vom 7. September

empfang, kaufte ich meine beiden Söhne in die Berliner Rentenanstalt ein. Den Ring gab ich meiner guten Frau zur Anfertigung einer Broche und der Namenszug wurde als Busennadel gefasst. — In demselben Jahre erhielt ich durch Cabinetsordre vom 18. Januar 1839 den rothen Adler-Orden vierter Klasse.

Die zweite im Jahre 1838 abgefasste Arbeit führte den Titel:  
„Die organischen Knochenkrankheiten; ein Lehrbuch“; Berlin, 1839; VI und 208 S.

Es lag das Bedürfniss zu einem Lehrbuche über die organischen Krankheiten der Knochen vor, denn es war im laufenden Jahrhunderte keins erschienen, und man legte den Hand- und Lehrbüchern, den Wörterbüchern und Encyclopädien der Chirurgie nur Boyer's Leistungen zu Grunde. Man gab sich nicht die Mühe, die in der Literatur zerstreut sich befindenden anderweitigen Erfahrungen und Beiträge, welche sehr wesentliche Bereicherungen darstellten, zu benutzen und die Lehre über diesen Gegenstand dem jetzigen Wissen entsprechend darzustellen. Die verschiedenen Desorganisationen und Pseudoorganisationen waren ihrer äusseren Form oder anderen Zufälligkeiten nach unter Benennungen beschrieben, die nicht geeignet zur Bezeichnung ihrer Natur waren. Auf die Ergebnisse der Forschungen in der pathologischen Anatomie war fast gar keine Rücksicht genommen. Die Absicht, die Lehre über diesen Gegenstand dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechend darzustellen, lag daher der Bearbeitung dieses Lehrbuchs zu Grunde, welches meinem Freunde, dem Prof. Dr. Diefenbach gewidmet wurde.\*) —

Mein ferneres Leben in den Jahren 1840, 41 und 42 war der Geselligkeit, der Praxis, dem Studium und kleinen literarischen Arbeiten für Journale gewidmet. Diese Zeit war die glücklichste

---

\*) Mit diesem Werke schliesst A. C. P. Callisen's medic. Schriftsteller-Lexicon Bd. XVI. S. 79—82, und Bd. XXX (Nachtrag) S. 439—441, die Mittheilungen über mein literarisches Wirken und dessen Beurtheilungen in in- und ausländischen Zeitschriften, die ich grösstentheils nicht zu lesen bekam, ab. — Ob in ferneren Bänden meine folgenden Bestrebungen erwähnt wurden, weiss ich nicht.

meines Lebens; sie wurde durch die Geburt meines zweiten Sohnes, Paul Gustav genannt, am 16. Novbr. 1841 verherrlicht. — Bald folgten aber recht traurige Familien-Ereignisse. Zunächst war es die öftere Erkrankung meines guten Bruders an hartnäckigen rheumatischen Beschwerden, die allmählig ein die Gesundheit zerrüttendes Siechthum herbeiführten. Im Februar 1843 kam er mit seiner Gattin nach Düsseldorf, um sich hier zu erholen. Er sah sehr hepathisch und leidend aus, in Folge eines im Herbste überstandenen Unterleibsleidens. Nachdem er sich einige Wochen bei uns aufgehalten hatte, wollte das Ehepaar bei Frau Herminghausen in Elberfeld, Schwester der Frau, einen Besuch abstatten. Voll Rheumatismus steckend, wie er sich bei der Abreise ausdrückte, konnte er, der nur bei mildem Klima gedeihen konnte, das rauhe Elberfeld nicht ertragen. Er wurde daselbst von einem äusserst heftigen acuten Gelenk-Rheumatismus befallen, der auch den Herzbeutel in Mitleidenschaft zog, ihn mehrere Monate an das Bett und an die Stube kettete, und seine Constitution so untergrub, dass er sich nie wieder erholen konnte, obgleich er im Sommer nach Soden ins Bad reiste. Er sah sich bei der Rückkehr nach Wiesbaden genöthigt, fernerhin die Stube zu hüten, und glich einem schwankenden hinfälligen Rohre, das durch jeden Wind umgeknickt zu werden droht. — Angeblich von einer Meningitis epidemica befallen, die im Januar 1844 zu Wiesbaden herrschen sollte, starb er nach kurzem Krankenlager am 18. Februar desselben Jahres, noch nicht 39 Jahre alt.

Dieser Todesfall ergriff mich auf's tiefste; denn ich verlor an ihm meinen treuesten und besten Freund. Er war mir auf's Innigste ans Herz gewachsen; er verwahrte in seiner Brust das treueste Bruderherz, voll der aufrichtigsten Liebe, Dankbarkeit und Anhänglichkeit. Wir hatten viele böse Tage mit einander verlebt, und derselben waren ihm zu viele zu Theil; dann im Beginn der Ernte und des Genusses für die vielen Widerwärtigkeiten und Anstrengungen während seines kurzen Lebens, wurde er mir vom Herzen gerissen, der Gattin ein treuer und sorglicher Gefährte des Lebens, dem Sohne Gustav Adolph, erst 5 Jahr alt,

der Vater, der alten Mutter ein Wohlthäter geraubt. — Es wird recht schwer, in solchen Schicksalsschlägen eine weise Schickung Gottes zu erkennen.

Obgleich mein guter Bruder als Ausländer den übrigen Aerzten Wiesbadens gegenüber einen harten Standpunkt hatte, war es ihm doch in kurzer Zeit gelungen, sich auswärts einen grossen Ruf zu erwerben. Hierzu trugen seine Mittheilungen aus der Praxis in medicinischen Zeitschriften, besonders in der zu Berlin erscheinenden Vereinszeitung, in Rust's Magazin und Schmidt's Jahrbüchern, noch mehr seine Schriften über Wiesbaden bei, durch deren Herausgabe er sich vor allen damaligen Brunnenärzten Wiesbadens auszeichnete, die für den Kurort seit langer Zeit nichts gethan hatten. — Im Jahre 1838 liess er in Berlin bei Enslin erscheinen: „Wiesbaden nebst seinen Heilquellen und Umgebungen“, eine durchaus wissenschaftlich abgefasste Schrift. Im Jahre 1839 erschien im Auszuge französisch: „Wissbade, ses thermes et ses environs“. In demselben Jahre: „Wiesbaden als heilsamer Aufenthaltsort für Schwache und Kranke aus dem Norden Europa's und als Kurort für jede Jahreszeit, mit besonderer Bezugnahme auf die Zulässigkeit des Gebrauchs von Winterkuren“; Elberfeld 1839, und drei Jahre später: „Kur- und Lebensregeln für Wiesbadens Brunnengäste“; Düsseldorf 1842, aus deren auf dem Titelblatte verzeichneten Mitgliedschaften von gelehrten Gesellschaften hervorgeht, in welchem Grade von Achtung und Ruf er ausserhalb stand. \*) Er konnte, wenn er am Leben blieb, einer beglückenden Zukunft entgegensehen! Schon nach den ersten drei Jahren seiner Niederlassung bekam er Kurkranke aus den entferntesten Ländern durch Briefe von ihren Aerzten überwiesen, und er rechtfertigte dieses Vertrauen durch seine Biederkeit, seine grosse Sorgsamkeit und Aufmerksamkeit als Arzt um die seiner Fürsorge anvertrauten Kranken, die ihn bald lieb gewannen und in der Heimath Anderen empfahlen. In Erinnerung an alle diese

---

\*) In C. P. Callisen's med. Schriftsteller-Lexicon Bd. XVI S. 90 und Bd. XXXI S. 48 ist ihm in Hinsicht seiner literarischen Wirksamkeit gleichfalls ein Denkmal gesetzt. —

Tugenden, die ihn als Menschen, Arzt, Gatten und Bruder zierten, wird mein Schmerz über diesen Verlust nie erlöschen, und aufs Empfindlichste gesteigert, wenn ich sein an meinem Schreibpulte hängendes, wohl getroffenes Bild betrachte, das im Jahre 1838 auf Veranlassung seiner Kranken angefertigt ist. —

Mit dieser tödtlichen Erkrankung meines theuren Bruders fiel eine gleiche des ältesten Bruders meiner Frau, Romeo, Professors der Rechte zu Bonn, eines höchst intelligenten Lehrers und berühmten Schriftstellers, zusammen. Wohl in Folge angestrenzter in die Nacht fortgesetzter Arbeiten, litt er schon längere Zeit an den Folgen eines organischen Hirnleidens, das, sich langsam entwickelnd ihn allmählig stumpfsinnig und sprachlos machte, die rechte Körperhälfte unvollkommen lähmte und bei Entwicklung der somatischen Seite die animale immer mehr hervortreten liess. In diesen höchst traurigen Verhältnissen wurde er von der Familie getrennt und in das elterliche Haus aufgenommen, um der erforderlichen Pflege und Aufsicht theilhaftig zu werden. Sein Tod trat unter Krämpfen am 5. December 1843 ein. Die Obduction wies ein Schwinden der rechten Gehirnhälfte nach. — Er hinterliess eine Gattin, Alwine, geb. Rittershausen, und zwei kleine Kinder, William\*) und Helene. — So tief der Verlust eines so erwachsenen und der Familie zur Ehre lebenden Sohnes für die Eltern und alle Angehörigen war: so stellte der Tod nach einer so langen trostlosen Leidenszeit doch eine Wohlthat dar.

---

Eine ganz andere Richtung nahm meine literarische Thätigkeit mit dem Beginn der vierziger Jahre, wodurch gewissermassen ein Lebensabschnitt begründet wurde, dessen Abgrenzung aber später erfolgen soll. Sie wurde der **Reform des preussischen Militair-Medicinalwesens** zugewandt und stellte für mich eine Lebensaufgabe dar, die ich bis zum Jahre 1867 verfolgte, als in diesem Jahre erst durch

---

\*) Seit einigen Jahren bereits Professor ordinarius der Geschichte an der Universität in Königsberg.

die Reform von Seiten des Staates meine vieljährigen Bestrebungen erfüllt wurden. Ich hatte auf meiner wissenschaftlichen Reise meine Aufmerksamkeit auch auf die Organisation des Militair-Medicinalwesens der Staaten gerichtet, die ich bereist hatte, und gefunden, dass das preussische in dieser Hinsicht weit hinter dem aller anderen Staaten zurückstand, den Anforderungen der Gegenwart nicht entsprach. Es bestand im Compagnie-Chirurgen noch das Feldscheerwesen des vorigen Jahrhunderts, das bei der Organisation der Armee im Jahre 1808 nur eine scheinbare Verbesserung erhalten hatte, indem der „Feldscheerer“ nunmehr „Compagnie-Chirurg“ genannt wurde und statt 6 Thlr. Gehalt nunmehr 10 Thlr. neben dem Commisbrod erhielt, und das Princip festgehalten wurde, jeder Compagnie und Escadron einen Chirurgen zuzuweisen, die, mit Ausnahme der wenigen, welche jährlich von den militairärztlichen Bildungs-Anstalten geliefert wurden, aller Wissenschaftlichkeit entbehrten und dem in vielen Staaten Deutschlands noch zünftigen Baderstande entnommen wurden, also nur Barbiergehülfen darstellten. Selbst in Oesterreich und Sachsen war, obgleich dieser Stand ärztlicher Gehülfen in den Armeen dieser Länder noch den Typus aus dem siebenjährigen Kriege nachwies, für grössere wissenschaftliche Bildung und die Stellung im Heere Manches geschehen. In allen übrigen Staaten, mit Ausnahme Württembergs, war dem militairärztlichen Stande hinsichts der Anforderungen an die Wissenschaft und an eine würdigere Stellung im Heere längst Rechnung getragen worden. — Meine bisherige dreizehnjährige Stellung als Regimentsarzt hatte mir bereits Gelegenheit genug verschafft, die Mängel und Gebrechen der Organisation und die Nachtheile, welche der Armee und dem Sanitätsdienste erwachsen, auf dem Wege der Erfahrung kennen gelernt zu haben. Ich hatte mich überzeugt, dass das preussische Militair-Medicinalwesen in seinen Wurzeln faul war und dass diese durch eine Reform angegriffen werden müssten, um weiter darauf bauen zu können.

In den vierziger Jahren begann eine in allen anderen Verhältnissen bereits hervorgetretene reformatorische Strebsamkeit

sich auch im ärztlichen Stande kund zu geben. In Preussen, in allen deutschen Staaten erschienen Schriften, welche das civile Medicinalwesen beurtheilten und die Mängel in allen Richtungen herausstellten. Es fanden zu diesem Zwecke Versammlungen zur Besprechung statt, es bildeten sich überall ärztliche Vereine, die sich allmählig für die Dauer in den Regierungsbezirken constituirten, und unter denen der im Jahre 1846 für den Regierungsbezirk Düsseldorf gebildete, wobei ich eine rege Mitwirksamkeit entwickelte, als Vorbild diente, indem ich mich im Jahre 1847 an der Bearbeitung einer Schrift desselben betheiligte, deren vierter Abschnitt das Militair-Medicinal-Wesen zum Gegenstande hatte. Diese Reformschrift führte den Titel: „Zur Reform der Medicinal-Verfassung Preussens, mit Rücksichtnahme auf die Vorschläge des Dr. Joh. H. Schmidt“. Es schloss sich dieses Arztes Schrift an die vielen anderen reformatorischen Bestrebungen an, die durch M. R. Casper im Jahre 1825 und durch Rust um dieselbe Zeit in Betreff des Militair-Medicinalwesens angeregt und durch Schriften von Fischer, Eitner, Klose, Wendt, Koch, Biermann, Wasserfuhr, v. Walther, Strehlen, Meyer, Bischoff, Wittcke u. s. w. weiter verfolgt wurden. — Es stellten die 40er Jahre eine alle Stände bewegende und hoffnungsvolle Zeit dar, welche in dem Jahre 1848 gipfelte, das durch seine Extravaganzen aber alle Hoffnungen zertrümmerte. —

Dieser Richtung der Zeit konnten, sollte man glauben, die Militairärzte nicht fremd bleiben, die mehr als die Civilärzte Veranlassung hatten ihre Klagen laut werden zu lassen. Zunächst aber fand aus Gründen, die dem militairärztlichen Stande immer eigen waren und nicht dazu beitrugen, die Entwicklung desselben anzuregen und zu befördern — von allen Seiten ein tiefes Schweigen statt. Dasselbe veranlasste mich um so mehr, mich der Standesinteressen anzunehmen und das Feld der Kritik zu betreten, und zwar öffentlich, weil an die Militair-Medicinal-Behörde eingereichte Promemorien und Vorschläge im Militair-Medicinal-Stabe unbeachtet blieben. —

Es musste das Uebel bei der Wurzel zunächst angegriffen

und das Compagnie-Chirurgen-Wesen beseitigt werden, das ohgleich der Ausübung des Sanitätsdienstes in der Armee nachtheilig und den ärztlichen Stand herabwürdigend, von Seiten der Behörde aufrecht zu erhalten gesucht wurde, um jeder Compagnie ein Subject geben zu können. Um dies auszuführen, wurde bei dem bereits eintretenden Mangel an solchen, ungeachtet der von Rust im Jahre 1822 bereits eingerichteten und im Jahre 1849 wieder aufgehobenen Chirurgeschulen, welche manchen besser unterrichteten Chirurg lieferten, bei der Annahme solcher Subjecte der Anspruch an ihr Wissen bei der Prüfung um so mehr heruntergestellt, als der Mangel zunahm und, *mirabile dictu*, durch Circular der Behörde vom 31. December 1843 gestattet, Chirurgen-Gehülfen mit einer Zulage von 2 Thlr. zu ihrem Sergeantengehalt zu substituiren.

Der erste Angriff von mir wurde in der mit dem Jahre 1843 zu Braunschweig erscheinenden militairärztlichen Zeitung des Prof. Klencke gemacht, der im Jahre 1829—30 als Compagnie-Chirurg beim 15. Inf.-Regt. unter mir diente, und auf dessen Gesuch ich ein eifriger Mitarbeiter wurde. Diese Zeitung war, wie der Titel bezeichnete, „zur Förderung und Ausbildung des militairärztlichen Standes, zur Besprechung seiner Interesse und zur gegenseitigen Mittheilung aus der ärztlichen Praxis“ bestimmt, und bot den Militairärzten Preussens Gelegenheit zur Schilderung und Kritik der Zustände, zur Kundgebung ihrer Wünsche und Vorschläge und zur Parallelisirung mit den Verhältnissen in anderen Staaten, was noch zum Theil pseudonym, zum Theil anonym geschah. Ich machte mir zur Aufgabe, die ganze Erbärmlichkeit und Jämmerlichkeit des Compagnie-Chirurgen-Wesens und dessen Nachtheile in einer grossen Reihe von Aufsätzen und Anekdoten an den Pranger zu stellen, und der Behörde somit ein abschreckendes Bild der Stellung und Wirksamkeit dieses Standes vorzuführen. Leider musste diese Zeitschrift mit dem sechsten Bande im Jahre 1848 eingehen, weil bei den ausgebrochenen Unruhen die Regimenter im Lande herum marschirten und ihre Aerzte in ihrem Vaterlande keine Heimath mehr fanden. Sie hat aber die fortdauernden Reformbestrebungen begründet und den ersten Grundstein zur der-einstigen Reform gelegt.

Die vielen auf dem militairärztlichen Stande schwer lastenden Missstände wurden neben den oben angeführten Bestrebungen die Veranlassung, sie durch besondere Schriften unter meinem Namen zur allgemeinen Kenntniss, d. h. der ärztlichen und Militair-Behörden zu bringen, und mit der Reform des „ärztlichen Personals“ zu beginnen.

Diese Schrift führte den Titel:

„Die Reform des ärztlichen Personals der Kgl. Preussischen Armee“, Berlin 1844.

An den Nachweis der Nothwendigkeit einer Reform des Personals und an die Beseitigung der Hindernisse, welche ihr in den Weg treten würden, wurde das Verlangen geknüpft, die Absicht aufzugeben, fernerhin jeder Compagnie, Escadron und Batterie einen Hülfssarzt geben zu wollen, und die Ueberzeugung ausgesprochen, dass nicht in der Menge der ärztlichen Individuen, sondern im Grade ihrer wissenschaftlichen und praktischen Bildung das Heil der Armee im Frieden und Kriege gefunden werden könne. Nur durchaus wissenschaftlich gebildete und geprüfte Aerzte müssten der Armee zugeführt werden und wurden ausser den Bedingungen, die ihren Eintritt zulässig machen würden, die der Trennung des Badergeschäfts vom ärztlichen Stande und die Ueberweisung desselben an die jetzigen Lazarethgehülfen gefordert. Es wurde die Anstellung von je zwei Hülfssäzten unter der Benennung: „Assistenzärzte“ bei jedem Bataillon für genügend zur Sicherung des Sanitätsdienstes und die Ableistung der Dienstpflicht von Seiten der Aerzte in den Garnison-Lazarethen als „ärztliche Practicanten“ für nothwendig gehalten. Der Offizierang, die demselben entsprechende Competenzen, anständigere Uniform, Beförderung auf alle Stufen u. s. w. wurde dem Stande der Hülfssäzte vindicirt.

Es wurde in dieser Schrift, die mit vielem Fleisse und grosser Gründlichkeit bearbeitet war, nicht nur das alte morsche Gebäude niedergedrückt, sondern ein neues, der Humanität, dem Stande der Wissenschaft und den Bedürfnissen des Armees- und Sanitätsdienstes entsprechendes neues aufgeführt. Sie hat daher

auch mut. mutandis, der in den darauf folgenden Decennien eintretenden Reform zur Grundlage gedient; denn ein anderer Weg, als der in dieser Schrift vorgezeichnete war nicht einzuschlagen.

Sie wurde dem Generalstabsarzte Dr. v. Wiebel zu dessen am 1. October 1844 stattfindenden sechzigjährigen Dienstjubiläum gewidmet. — Ich schickte diese Schrift Sr. Majestät dem Könige und allen Königlichen Prinzen, so wie allen Grosswürdenträgern der Armee, dem Kriegsminister v. Boyen, den Generalen v. Reyher, Cosel, Neumann, Knesebeck, Thile I u. II, Rauch, Aster, Nostiz, Krauseneck, zu Dohna, Wrangel, Weyreich, Colomb, Brandenburg, Luck, Rühle, v. Lilienstern und Forstner, zur Kenntnissnahme in diesen Kreisen, weil ich mir von der in den ärztlichen Kreisen nichts besonderes versprach. Diese Zusendung verfehlte ihren Zweck nicht; denn von allen jenen Männern erhielt ich sehr ehrende Dankschreiben, in denen man sich über die Nothwendigkeit der Reform aussprach und zum Theil die Hoffnung eines baldigen Eintritts äusserte.

Nicht allein in militairischen und militairärztlichen Kreisen sondern im grossen Publicum machte diese Schrift wegen der Freimüthigkeit und Sachkenntniss ihrer Abfassung grosses Aufsehen. Fast alle politischen Zeitungen Preussens und selbst anderer Staaten brachten Mittheilungen und längere Aufsätze und mehrere Jahre nach ihrem Erscheinen wurde ihrer erwähnt, z. B. in der Preuss. Wehr- und Allg. Militairzeitung, in den Briefen eines Lebenden an seinen Freund Clausewitz im Olymp, Leipzig 1846, S. 203. — In der Braunschweiger Zeitung wurde die Schrift in den folgenden Jahrgängen zum Gegenstande der Besprechung gemacht. —

Auffallend war für mich das gänzliche Schweigen des Herrn v. Wiebel über den Empfang. Er soll dadurch peinlich berührt worden sein, dass ich in der Schrift nachgewiesen hatte, dass das Friedrich-Wilhelms-Institut nur Aerzte und keine Militairärzte bilde und dass ich ihm die Bestimmung zuwies, in der Folge sich zur Aufgabe zu machen, den auf den Universitäten auf eigene Kosten gebildeten und für die Armee acquirirten Aerzten durch

Abkommandirung zu einem einjährigen Cursus diese besondere Weihe zu geben. Das hohe Alter des Jubilars, das in der Regel nicht für Reformen ist, entschuldigt dieses Schweigen. Es wurde ihm auf einmal zu viel geboten, was er nicht zu fassen vermochte. Er hielt den durch Dr. Schmidt zur Zeit beim Ministerium gemachten Anfechtungen des Instituts gegenüber fest an seinem dem Stifter Goercke gegebenen Versprechen der Sorge für Erhaltung der Anstalt. — Die Idee, der Anstalt diese höhere Richtung zu geben, wurde bereits vor mir durch den Generalarzt Wasserfuhr ausgesprochen, und dürfte dereinst doch in Erfüllung gehen, wenn man die Civilärzte an die Armee zu fesseln mehr gelernt haben wird. —

In einer sehr grossen Zahl von Artikeln der Zeitung für Militairärzte wurde nunmehr theils pseudonym, theils anonym von Bataillonsärzten der Landwehr und Linie und von Garnisonsärzten, die durch eine unübersteigbare Mauer von den Regimentsärzten getrennt waren, und diese Staffel nicht erreichen konnten, die Zustände einer Polemik unterworfen. Militair- und Civilärzte liessen Beiträge in eigenen Schriften erscheinen, schlossen sich mehr oder weniger meinen Vorschlägen an und machten die Entbehrlichkeit des Instituts zum Gegenstande, worunter namentlich ehemalige Studirende des Instituts im Civilverhältniss und höhere Beamte sich befanden, wie Dr. Baltz, Trüstedt, auch Schönlein und Schmidt u. s. w. Das Drängen zu einer Reform wurde nunmehr so gross, dass schon der König durch Cabinetsordre vom 27. Januar 1845 die Reorganisation der allgemeinen Medicinal-Verfassung als ein dringendes Bedürfniss bezeichnete und das Ministerium den in dasselbe berufenen Dr. Schmidt mit einem Entwurf beauftragte. — Die späteren Folgen hiervon waren die Anordnung, die chirurgischen Provinzialschulen allmählig eingehen zu lassen, was 1849 geschah, die Stellvertretung der in denselben gebildeten Wundärzte II. Classe (der Bader) durch Concessionirung der Heilgehilfen unter dem 22. Juli 1852 und die Abänderung des bisherigen Prüfungs-Reglements vom 8. October 1852, zur Herstellung der von Schmidt empfohlenen Triennität der Medicin.

— Diese Anordnungen liessen zu lange auf sich warten, als dass das ärztliche Publikum sich hätte beruhigen können. Die Zahl der Schriften schwoll immer mehr an, es bildeten sich überall Vereine, die Universität zu Bonn schrieb 1846 zum 12. u. 13. Juni einen Congress der Aerzte aus, der am 12. Aug. 1847 wiederholt wurde. Petitionen und Denkschriften wurden an das Ministerium gerichtet, und auf allen Wegen bekundet, was Noth thue.

Die Militair-Medicinal-Behörde liess nichts weiter von sich hören, als dass sie zur Deckung des Mangels an Compagnie-Chirurgen die Besseren der Lazarethgehülfen auf der Academie zu solchen zu dressiren suchte, und im Jahre 1845 in Folge der Steigerung der Preise aller Lebensmittel den Chirurgen eine kleine Remuneration zukommen liess und denselben den Rang unmittelbar hinter dem Feldwebel verschaffte. — Durch Cabinetsordre vom 7. August 1846 wurde den promovirten und examinirten Aerzten und Wundärzten I. und II. Klasse nach dreijähriger Dienstzeit die Erlaubniss zur Praxis im Civile nach Aushändigung der Approbation, den promovirten Compagnie-Chirurgen der Titel: „Oberarzt“ ertheilt, und angeordnet, dass bei Besetzung höherer militair-ärztlicher Stellen auch auf solche Militair-Aerzte Rücksicht genommen werden solle, die nicht im Institut gebildet seien. Durch Cabinetsordre vom 24. Juli 1847 wurden für die Compagnie-Chirurgen jeden Armee-Corps 1200 Thlr. bei der bestehenden grossen Theuerung zur Unterstützung bewilligt, wovon je nach Länge der Dienstzeit und der Bedrängniss ihrer Familien auf den Einzelnen 5, 10, 15 bis 20 Thlr. fielen.

Diese Benefizien waren nicht im Stande, den zunehmenden Mangel an Compagnie-Chirurgen zu verhindern, wodurch man zu der Ueberzeugung kam, dass auch durch ein geringeres Hülfspersonal der Sanitätsdienst zur Zufriedenheit ausgeführt werden konnte. Man setzte indessen Hoffnungen auf die zu erwartende Reform des Civil-Medicinalwesens, an welche sich die des Militairs anlehnen müsse. Man erwartete von der Veränderung des Personals der Behörde Verbesserungen. Der General-Stabsarzt Dr. Büttner war bereits am 8. Januar 1844 gestorben; v. Wiebel starb am 6. Ja-

nuar 1847; die Generalärzte Lohmeyer und Grimm waren dafür in den Stab getreten. Man hielt für nothwendig, dass das Militair-Medicinalwesen eine Abtheilung des Kriegsministeriums werden müsse, damit der Chef desselben grösseres Interesse für jenes äussere.

Meinerseits verfolgte ich in den Jahren 1845, 1846 und 1847 die vielfachen Bestrebungen zur Herbeiführung der Reform und liess mir mit Consequenz angelegen sein, den von mir bezeichneten Weg zu derselben festzuhalten. Ich rectificirte schiefe Urtheile über die vorgeschlagenen Massregeln, die von Civilärzten theils aus Unwissenheit, von Militairärzten theils aus Hang, am Alten kleben zu bleiben, theils aus Vorurtheil gefällt wurden. Es wurden hierzu die Zeitung für Militairärzte und politische Blätter, die Versammlungen der Aerzte zu Bonn, Cöln und Düsseldorf benutzt und meine Vorschläge in der Schrift niedergelegt, welche der Düsseldorfer Verein im Jahre 1847 drucken liess.

An diese meine reformatorische Thätigkeit schloss sich im Jahre 1846 die Bearbeitung der Schrift:

„Das Institut der Chirurgengehülfen oder Krankenpfleger, eine Humanitäts-Anstalt der K. Preuss. Armee und ein Bedürfniss für alle Heere im Frieden und Kriege. Mit 2 Tafeln Abbildungen. Düsseldorf 1847.“

Der Zweck derselben war, durch ein Supplement zu der im Jahre 1844 erschienenen Schrift der von der Behörde beabsichtigten Verwendung der Chirurgengehülfen in Stelle mangelnder Aerzte entgegen zu treten; ihren Wirkungskreis im Frieden und Kriege als Krankenpfleger und Bader in bestimmte Grenzen zu ziehen, ihre bisherige Bildungsweise einer Beurtheilung zu unterziehen, ihnen ihre Stellung zu den Aerzten und in der Armee anzuweisen und sie im Kriege zu Blessirtenträgern zu machen. Zu diesem Zweck wurde eine Trage angegeben und abgebildet, von der jeder Gehülfe die Hälfte der Bestandtheile bei sich zu führen hatte, so dass zwei eine solche überall zusammensetzen konnten, welche Einrichtung die grossherzoglich hessischen Truppen-Behör-

den damals einführten. Um die Veranlassung zur Einführung dieses Institutes bei allen Heeren zu werden, wurde die Schrift „allen Chefs des Militair-Medicinalwesens“ gewidmet. —

Ich fasste zu dieser Zeit den Beschluss, von Zeit zu Zeit in besonderen Brochüren die verschiedenen Branchen des Preussischen Militair-Medicinalwesens zu beleuchten. Um dasselbe aber in allen Staaten näher kennen zu lernen, hielt ich eine Reise in dieselben für nothwendig, welche ich am 1. Juni 1847 antrat. Ich knüpfte in allen Hauptstädten die Bekanntschaft mit den Chefs des Militair-Medicinalwesens und mit den Ober-Militairärzten an. Ueberall wurde ich mit Freuden aufgenommen. Man besprach mit mir die Zustände und Mängel; überall hatte man Ursache zu klagen und Wünsche. Man begnügte sich nicht damit, dass ich dieselben bei der Unterhaltung mit dem technischen Vorgesetzten einfließen lassen möchte, sondern man drang in mich, auch die resp. Fürsten von ihren Wünschen in Kenntniss zu setzen, wozu ich mich bereit erklärte. So erhielt ich Audienz beim König Ludwig in München am 5. Juni 1847, beim Prinzen Friedrich von Württemberg am 10. Juni, beim Herzog von Nassau am 18., beim Könige von Sachsen und dem Prinzen Johann am 29. Juni. Ein besonderes Interesse für das Militair-Medicinalwesen bewiesen die Könige von Baiern und von Sachsen, die sehr eingehend in die ihnen bekannten Verhältnisse sich mit mir unterhielten. In Baiern war durch den König, der meine Reformschriften kennen gelernt hatte, bereits eine Commission zur Begutachtung meiner Vorschläge und ihrer etwaigen Anwendung anbefohlen worden. — Zur allmäligen Einführung der Chirurgen- oder Lazareth-Gehülfen als Sanitäts-Soldaten hat meine Schrift sehr viel beigetragen. — In vielen Zeitungen und in den Organen der Militairärzte wurde meiner Bestrebungen belobigend erwähnt, ich als Reformator gefeiert. Erst am 21. Juli, also nach länger als 7 Wochen kehrte ich nach Düsseldorf zurück zu meiner Familie, nachdem ich auf der Rückreise mich noch in Berlin, Hannover und Braunschweig aufgehalten hatte. — In Berlin längere Zeit zu bleiben, hatte ich um so mehr Veranlassung, als mir sehr darum zu thun war, zu erfahren, welche

Aussichten zur Reform waren und was man von meinen Bestrebungen dachte. Dass ich durch dieselben nicht missliebig geworden war, bewies wohl zunächst, dass ich durch den nunmehrigen Generalstabsarzt Dr. Grimm bei Sr. Maj. dem Könige Friedrich Wilhelm IV. in Potsdam und durch den Generalarzt Dr. Kothe beim Prinzen von Preussen, dessen Leibarzt er war, eine Audienz in Berlin erhielt. Beide empfingen mich recht gnädig, unterhielten sich über meine Reise und über die Chirurgengehülften mit mir, als ich Jedem ein Exemplar meiner Schrift überreichte. — Auch der alte Kriegsminister v. Boyen, die Generale v. Reyher und v. Cosel im Ministerium, äusserten sich sehr anerkennend, hielten die Reform für geboten und nothwendig, und würde dieselbe nach der von mir bezeichneten Form *mutatis mutandis* zur Ausführung kommen. — Die beiden Generalstabsärzte Dr. Lohmeyer und Grimm bewiesen sich sehr zugeknöpft. Man befürchtete das Eingehen des Instituts; von einer anderen Richtung desselben war keine Rede. Lohmeyer seufzte über Mangel an Compagnie-Chirurgen dem Verlangen der Truppen gegenüber, wünschte, ihnen 15 Thlr. Gehalt geben zu können, allein es sei kein Geld dazu da. Eine Reform könne nur von der des allgemeinen Medicinalwesens abhängig gemacht werden, im Cultusministerium sei Rathlosigkeit, der Cultusminister habe als Laie kein Vertrauen u. s. w.

Mit kurzen Worten: es war nicht die entfernteste Aussicht zu einer Umgestaltung oder Verbesserung der Verhältnisse in Berlin wahrzunehmen. —

Ich hatte auf dieser Reise, die mir viel Geld kostete, viel erlebt und erfahren. Die Erinnerung an dieselbe gehört zu den erfreulichsten und beglückendsten meines Lebens. —

Um bei der beabsichtigten Herausgabe von Broschüren zur Kritik der einzelnen Zweige des Militair-Medicinalwesens mit dem der übrigen Staaten einen Vergleich anstellen und das Gute eines jeden herausstellen zu können, musste ich mich noch mit der Organisation in den Niederlanden und in Belgien bekannt machen, die vor Kurzem eine zeitgemässe Umgestaltung erlangt hatten. Ich trat daher noch am 25. Octbr. 1847 eine Reise in jene

Staaten an, wo mir durch die Collegialität und das Entgegenkommen der Militairärzte bald hinreichende Belehrung zu Theil wurde. — Ich scheuete also kein Opfer, um dem Staate durch meine reformatorischen Vorschläge nützlich sein zu können. —

Den nun beginnenden Winter benutzte ich zum Ordnen meines gesammelten Materials und zum Sammeln alles dessen, was sich in Zeitschriften und Büchern über das Militair-Medicinalwesen der verschiedenen Staaten zerstreut fand, um mein oben bezeichnetes Vorhaben ausführen zu können, als — die politischen Märzstürme des Jahres 1848 eintraten, an welche Viele die Hoffnung knüpften, dass nunmehr eine gänzliche Umgestaltung aller Verhältnisse eintreten und der Erfüllung aller Wünsche Rechnung getragen werden würde. Das verliehene Petitionsrecht wurde die Veranlassung zu stürmischen, oft sehr indecenten Petitionen der Compagnie-Chirurgen, die zu wahren Proletariern mit ihren 10 Thlrn. Gehalts herabgesunken waren, so wie der Bataillons- und Garnisonsärzte, die ebenfalls in sehr gedrückten Verhältnissen lebten. Es wurden Versammlungen gehalten und umgestüm Petitionen an die National-Versammlung, das Ministerium des Innern und des Cultus, an den Kriegsminister und an den Militair-Medicinal-Stab geschickt und unter Schilderung der Verhältnisse um Abhülfe gebeten. Eine Anzahl von Schriften erschien von Civilärzten; man suchte in allerlei Verhältnissen und Persönlichkeiten die Ursachen der tadelhaften Zustände, besonders wurden die militairärztlichen Bildungsanstalten für ein Hinderniss der Reform gehalten. Man verlangte dagegen Militair-Muster-Hospitäler zur Ausbildung der Civilärzte in praktischer Hinsicht, die Eröffnung eines Congresses durch directe Wahlen der Aerzte aus allen Provinzen, die Errichtung eines Ober-Medicinal-Collegiums unter einem Chef, der Arzt sei, als Abtheilung des Cultus-Ministeriums u. s. w.

Ogleich das Cultusministerium wiederum alle Staatsbehörden ermahnte, Vorschläge zu einer Reform des allgemeinen Medicinalwesens zu machen und zu diesem Zwecke auch die medicinische Facultät zu Bonn für den 13. Juni einen Congress der Aerzte der Provinz ausgeschrieben hatte; so konnte unter den obwaltenden

Verhältnissen des Staates von der Ausführung irgend einer Reform nichts erwartet werden. — Ich begnügte mich zunächst, in der statt der braunschweigschen militairärztlichen Zeitung nunmehr von Dr. Wessely und Bloedau erscheinenden Zeitung für Medicin und Medicinal-Reform Mittheilungen über das Militair-Medicinalwesen anderer Staaten erscheinen zu lassen, hielt jedoch nicht für überflüssig, meine bisherigen Vorschläge gedrängt zusammengefasst in einer Schrift dem temporairen Kriegsminister vorzuführen und in derselben das Interesse des Staates, der Armee und des ärztlichen Standes in Einklang zu bringen. Dieses Schriftchen, das nur 22 Seiten stark war, führte den Titel:

„Welche Massregeln hat Preussen in militairärztlicher Beziehung in diesem Augenblick zu ergreifen?  
Düsseldorf 1848.“

Dieselbe fand bei allen Behörden und selbst bei der militairärztlichen grossen Beifall; denn selbst der Generalstabsarzt Dr. Lohmeyer, der jetzt Chef des Militair-Medicinalwesens war, erklärte sich mit dem Inhalt dieser Arbeit einverstanden und schrieb mir unter dem 20. Juni 1848, dass es ihm nicht unlieb sei, wenn diese Angelegenheit recht oft bei dem Kriegsminister in Anregung gebracht würde; denn er sei bereits seit 1845 bemüht gewesen, Vorschläge und Anträge an denselben zu machen, jedoch vergeblich.

Da der Inhalt und Zweck dieser Schrift in den meisten Zeitungen und Blättern zum Gegenstande der Mittheilung und Besprechung gemacht wurde und ich so als der Vorgefchelter für die gute Sache in dieser stürmischen Zeit dastand, wurde ich überall vorgeschoben und genannt, und bezeichnete man mich öffentlich als den künftigen Chef, an den die Erfüllung aller Hoffnungen geknüpft wurde. —

Der grosse Nothstand der Compagnie-Chirurgen wurde für mich die Veranlassung, an den prakt. Arzt Dr. Kosch zu Königsberg, welcher vor seiner Prüfung mein Privatissimum in Berlin noch besucht hatte und jetzt Mitglied der National-Versammlung war, zu schreiben, ob für diesen Stand durch eine Interpellation des Kriegsministers (damals Herr v. Schreckenstein, — ein Freund

der Militairärzte —) nichts zu thun sei. Er zeigte sich willig, übertrug jedoch dieses Vorhaben, da er selbst Arzt war, seinem Freunde und Lehrer Kaempf. Bald las man in öffentlichen Blättern, dass derselbe am 18. Juli (1848) in der 29. Sitzung als Interpellant unter Darlegung der traurigen Verhältnisse der Compagnie-Chirurgen aufgetreten sei und der Kriegsminister v. Schr. erwidert habe, es lägen bereits umfangreiche Vorarbeiten im Ministerium vor, nach welchen eine gründliche Reform des Militair-Medicinalwesens in Aussicht gestellt werden könne. Mit den dringenden Veränderungen werde unverzüglich vorgegangen und schon in den nächsten Tagen eine Verordnung zur Reife gebracht werden, welche den Militair-Chirurgen eine wesentliche Gehaltsverbesserung gewähren und ein angemessenes Rangverhältniss anweisen werde, welche Mittheilung durch ein Bravo begleitet wurde.

Schon unter dem 15. Juli erschien die Cabinetsordre, nach welcher, wie ich vorgeschlagen hatte, der Weg beschritten wurde, den man zu gehen hatte. Den promovirten und approbirten Aerzten und den Wundärzten I. Classe wurde nach 1- und 3jähriger Dienstzeit der Titel „Assistenzarzt“, den übrigen der eines „Unterarztes“, jenen und den Stabsärzten II. Cl. (Pensionaire) der Rang eines Seconde-Lieutenants, den Bataillons- und Garnisonärzten der eines Premier-Lieutenants und entsprechende Epaulette verliehen. Der Assistenz- und der Unterarzt erhielt 5 Thlr. Zulage. Das ganze ärztliche Personal erhielt Waffenrock und Helm, die im Offizier-Range stehenden das silberne Portépée, die Unterärzte das goldene. — Es war somit der Anfang mit der Verbesserung gemacht, und wenn auch nicht viel geboten, so waren doch die wissenschaftlich gebildeten Aerzte vor den übrigen ausgezeichnet und von ihnen getrennt, so wie dem Offizierstande gleichgeachtet. — In der betreffenden Cabinetsordre erkannte der König mit Wohlgefallen die Absicht des Kriegsministeriums, das Militair-Medicinalwesen zu reformiren, an, eben so die erfolgreiche Wirksamkeit der Aerzte für die Armee, und bezeichnete die ihm zur Ausführung jetzt vorgelegten Vorschläge als vorläufige. — So erfreulich dieser Schritt war, so konnte er doch nicht allge-

mein befriedigen, am wenigsten die Garnisonärzte bei ihrer grossen Beschäftigung und die Hinausschiebung der Erlaubniss der Hülfsärzte zur Praxis nach erst dreijähriger Dienstzeit, welche Anordnung vom 7. August 1846 durch C. O. vom 17. Decbr. 1848 schon wieder zurückgenommen wurde.

---

### Dritter Abschnitt.

#### **Mein Wirken als Generalarzt in Koblenz.**

In diese Zeit der Unzufriedenheit und Geltendmachung vermeintlicher Ansprüche fiel meine Beförderung zum General- und Corpsarzt des 8. Armee-Corps in Stelle des pensionirten Generalarztes Dr. Hübner, auf Vorschlag des Chefs des Militair-Medicinalwesens Dr. Lohmeyer, durch Cabinetsordre vom 18. Juli 1848.

Dieses Ereigniss erregte in der militairärztlichen Welt grosses Aufsehen, bei den Meisten Freude, weil man in dieser Beförderung eine Anerkennung meiner fortgesetzten verdienstlichen Bestrebungen von Seite der Behörde, eine Partheinahme derselben und besonders des Chefs erkannte, und hieran die Hoffnung weiterer Verbesserung der Verhältnisse knüpfte. Es wurde durch diese Beförderung zugleich die Meinung manches Collegen rectificirt, dass ich bei den Behörden durch meine Reformbestrebungen eine persona ingrata geworden sei u. s. w. Ich nahm diese Beförderung an, weil ich hoffte, in diesem grösseren Wirkungskreise dem Stande mehr nützen zu können, und auch die Aussicht bereits vorhanden war, dass das 5. Ulanen-Regiment, wie die meisten anderen Regimenter, in Kurzem die Garnison werde verlassen müssen, und vielleicht nie wieder zurückkehren könne.

Ich verliess daher am 12. August 1848 Düsseldorf, wo ich 17 $\frac{1}{2}$  Jahr in Garnison gestanden hatte, wo mir meine theure Lebensgefährtin zugeführt wurde, mit welcher ich, die sich nun-